

Ich kam beinahe zu spät. Teilweise selbstverschuldet, doch wer hätte auch gedacht, dass an diesem Sonntagabend irgendwie alle zur Düsseldorfer Philipshalle wollten. So ein Andrang für Chris de Burgh? Nun gut, er ist ein Star, immer noch, auch wenn er den Höhepunkt seiner Karriere bereits längst überschritten haben mag. Aber er zehrt heute noch davon und schafft es offensichtlich nach wie vor, zu seinen Konzerten Verkehrsstaun zu verursachen. Mit Beginn des „Storyman“-Themas als instrumentalem Intro des Konzertes, saß ich – etwas außer Atem, aber gerade noch pünktlich – auf meinem Platz.

Von Stefan Backes

Zunächst einmal ist zu sagen: Dieser Beitrag ist absolut subjektiv. Als Sympathisant von de Burghs Musik, vor allem dessen, was er in den ersten zehn Jahren seines Schaffens auf den Markt gebracht hat, bin ich voreingenommen und kann und will da auch gar nicht aus meiner Haut. So konnte ich gleich zu Beginn feststellen, dass die Toncrew für einen exzellenten Sound gesorgt hatte, nicht zu laut, nicht zu leise, jedes Instrument war differenziert herauszuhören, und zugleich ergab alles ein einheitliches Ganzes. Wichtig auch für einen Mann, dessen Aussprache seiner Muttersprache, im Singen wie im Sprechen so deutlich und verständlich ist, dass seine Lieder nicht umsonst bereits vor 20, 30 Jahren im Englischunterricht verwendet wurden. Und auch an diesem Abend konnte jeder halbwegs der englischen Sprache Mächtige tatsächlich „verstehen“, was der gute Mann dort vorne auf der Bühne sang. Statt, wie bei vergangenen Tourneen, selbst solo das Kon-



Ein Pop-Poet scheidet die Geister „STORYMAN“ CHRIS DE BURGH auf Deutschlandtour

zert zu eröffnen, diesmal also mit streicherlastigem Intro (das britische Royal Philharmonic Orchestra vom Band) und anschließend mitten rein ins Geschehen mit einem seiner späteren Klassiker: „Where We Will Be Going“. Und de Burgh zeigte sich enorm gut bei Stimme, eigentlich wie seit Jahren nicht mehr. Ob’s vielleicht auch ein klein wenig an der hervorragenden Technik lag? Wäre nicht schlimm, denn singen kann er, das hat er oft genug bewiesen, wenn auch bereits hier das mit dem Scheiden der Geister beginnt, denn seine nicht seltenen Wechsel von Normal- in Kopfstimme waren und sind nicht jedermanns Geschmack. Das Publikum war sehr durchmischt, geschätzt aber vor allem Frauen jenseits der 40, die sich auch nicht scheuten, dem älteren Herrn auf der Bühne –

de Burgh geht langsam aber sicher auf die 60 zu –, der sich wie immer gekonnt als verschmitzter Entertainer gab, beinahe nach jedem Lied, manchmal auch währenddessen, Blumen oder selbst gebastelte Kalender nach vorne zu bringen. Nervte vielleicht sogar den Beschenkten selbst bald, aber er ließ sich nichts anmerken, blieb freundlicher Gastgeber, biederete sich stellenweise regelrecht an. Aber er hatte ja immerhin auch ein stolzes Eintrittsgeld verlangt, für das er die entsprechende Gegenleistung bringen musste ... Musikalisch tat er dies – begleitet von einer fünfköpfigen Band an Gitarren, Keyboard, Bass und Schlagzeug – mit den Songs seines neuen Albums, *The Storyman*, aber natürlich auch mit einem Querschnitt durch sein künstlerisches Schaffen

der vergangenen 30 Jahre. Darunter Stücke, die ihn durchaus als ernsthaften Singer/Songwriter oder auch „Barden“, als den man ihn früher gerne bezeichnete, ausweisen – wie etwa „Spanish Train“ oder das unverwüsthliche „Borderline“ –, aber leider auch genügend Beispiele für die langsam allzu zahlreich werdenden schwächeren Werke seines umfangreichen Œuvres („The Same Sun“, „Bal Masqué“). Es ist insgesamt schon relativ deutlich, dass die textliche Originalität wie der inhaltliche Einfallsreichtum de Burghs über die Jahre nachgelassen haben. Im Prinzip versucht er heute seine alten Erfolge und Leistungen zu kopieren, wobei meist nicht mehr als schwache Imitate herauskommen. In diesem Zusammenhang kann man leider nicht behaupten, dass der Ire sich musikalisch weiterentwickelt hätte.

So erreichte das Konzert nach einer unfreiwillig komischen Darbietung des sicher bitterernst gemeinten „The Mirror of the Soul“ (ein vermutlich einen Vulkan darstellendes Tuch vor einer Hebebühne, auf der der Sänger stand und von der herunter er wie von einer Kanzel sang, erinnerte eher an den Vorhang eines Kasperletheaters) seinen absoluten Tiefpunkt an einer Stelle, die de Burgh dem Publikum eigentlich als Höhepunkt präsentierte. Mit Hilfe zweier Gastmusiker – Aled Jones am Schlagzeug, bekannt geworden als Kindersopran in Mike Oldfields „Pictures in the Dark“ (1985), sowie Kristyna Miles am Gesang, einer Straßenmusikerin, die de Burgh in Manchester auf der Straße aufgefallen war – interpretierte er „Raging Storm“ von seinem aktuellen Album. Miles kam da-

bei die undankbare Aufgabe zu, den weiblichen Part in diesem Lied zu übernehmen, der an einer Stelle wie folgt lautet: „You gave me a life from ashes and dust, / From a place where hope was dying, / The girl that you found has become a woman now“. Im Licht de Burghs vorausgegangener Ansage, dass er diese talentierte Sängerin – bei der er bezeichnenderweise das Aussehen vor der Stimme lobte – quasi von der Straße geholt hätte, musste dieses Duett einfach als Zynismus sondergleichen rüberkommen. Man konnte gar nicht anders als die gesungenen Zeilen auf Miles, die „Gerettete“, und de Burgh, den „Retter“, zu beziehen (eigentlich geht es in dem Lied um ein Mädchen, das aus den Trümmern einer zerbombten Stadt gerettet wird), und die Art und Weise, wie er sich so von ihr gesänglich anhebeln ließ, war ziemlich abschreckend. Hinzu kam, dass er die BBC-Straßenmusiker-Preis-Gewinnerin nicht ein einziges eigenes Lied spielen oder sie wenigstens zur Gitarre greifen ließ ... So viel zum Thema Nachwuchsförderung.

Von da an konnte es eigentlich nur besser werden, und wurde es auch. Kaum zu glauben, aber de Burgh und seine Band schafften es tatsächlich nach diesem Tief, sich im weiteren Verlauf des Konzertes so weit zu steigern, dass ich im Nachhinein fast geneigt bin zu sagen, dass musikalisch dies in Teilen das Beste war, was ich bisher live von ihm gehört habe. Dazu trugen sicherlich das gewaltige, in voller Länge von neun Minuten dargebotene „The Leader“ bei (einzig die E-Gitarre hätte hier noch stärker und lauter in den Vordergrund gemischt werden können, um das apokalyptische

Szenario, das sowohl das Lied als auch die dazu im Hintergrund auf der Leinwand ablaufenden Bilder heraufbeschworen, nicht nur narrativ-visuell, sondern auch für die Ohren adäquat wiederzugeben); aber auch die exzellente, rockige und gar nichts von einem Softrockler an sich habende Version von „Don't Pay the Ferryman“.

Zwiespältig blieb jedoch der Einsatz besagter Videoleinwand bei einem Teil der Lieder. Die darauf ablaufenden Videos/Filme widersprachen eigentlich de Burghs Einladung an das Publikum, ihre Vorstellungskraft einzusetzen beim Hören seiner (Geschichten-)Lieder. Gerade das aber wird verhindert, wenn die Bilder schon vorgegeben werden! Man hätte sich geradezu mit Gewalt davon abwenden müssen, um die Freiheit der eigenen Vorstellung zu wahren. Das ohnehin im Vergleich zum Original etwas getragen vorgetragene „The Traveller“ z. B. hätte nicht des „Westerns“ bedurft, der gleichzeitig über die hintere Bühnenwand flimmerte.

Nun ist es aber auch so, dass die Geschichten des selbsternannten „Storyman“ früher besser waren – womit wir bei den Liedern des neuen Albums wären. Neun von elfen gab er davon zum Besten, und vergleicht man sie mit dem, was er in der zweiten Hälfte der 90er bis vor seinem letzten Album, *The Road to Freedom* (2004) – das nach zehn Jahren Durststrecke endlich mal wieder ganz ordentlich war – ablieferte, klangen sie (zumindest live) weitgehend okay. Verglichen aber mit den Klassikern der ersten Dekade seines Schaffens mussten auch sie blass bleiben. Konnte man Chris de Burghs Lieder

früher als eine Art Fortsetzung der traditionellen Ballade mit durchaus vergleichbaren Inhalten, Shortstory-Qualitäten und wirklich aussagekräftigen und schönen Bildern betrachten, so produziert er jetzt in erster Linie repetitive, hollywood-inspirierte Oberflächlichkeit ohne großen Tiefgang, viel Effekt und orchestrale Aufblähung, aber wenig dahinter. Waren seine frühen Geschichten eher „independent“ oder hatten zumindest eigenständigen künstlerischen Wert, sind sie heute austauschbarer Mainstream. Letztlich klingen also wohl nicht zufällig viele der Stücke auf *The Storyman* nach Hollywoodsoundtracks, dramatisch, doch inhaltlich leer, klischeeüberfrachtet.

Fazit: Nach abendfüllendem, beinahe dreistündigem Programm verlasse ich das Konzert mit den gleichen gemischten Gefühlen, mit denen ich hingefahren war. Es gab Momente, die ich mit zu den besten zählen möchte, die ich je live erlebt habe; und dann wiederum solche, in denen ich am liebsten im Boden versunken wäre und niemandem hätte sagen wollen, dass ich zu einem Chris-de-Burgh-Konzert war. Nach wie vor scheidet der Edelbarde also auch meinen Geist. Nach wie vor halte ich ein Album wie *Crusader* (1979) für einen Meilenstein der (Rock-)Musikgeschichte, nach wie vor verfluche ich aber auch den Tag, an dem „Lady in Red“ erschienen ist (ausgerechnet dieses Lied brachte er in Düsseldorf in einer angenehm relaxten, fast folkigen Akustikversion inklusive Akkordeon!). Denn das war der wirkliche Scheidepunkt, danach war nichts mehr, wie es vorher war, danach versuchte

er diesen Erfolg immer wieder zu kopieren, was verkaufstechnisch vermutlich aufging, ihn künstlerisch aber deutlich zurückwarf und ihn zu kaum mehr als einem Imitator seiner selbst werden ließ. In Anbetracht dessen wundert es dann auch manchmal mich nicht, dass viele ihn in die Schlagerschublade stecken. Aber so ist das wohl mit den Dienern mehrerer Herren: Ein Mann der überzeugende Antikriegs- und Weltuntergangsszenarien und triftenden Liebesschmalz unter einen Hut bringen kann, muss polarisieren.

Playlist, Düsseldorf

1. The Storyman Theme
2. Where We Will Be Going
3. One World
4. The Storyman
5. Sailing Away
6. The Traveller
7. Spirit
8. The Same Sun
9. The Mirror of the Soul
10. Raging Storm
11. A Spaceman Came Travelling
12. Spanish Train
13. The Leader
14. Where Peaceful Waters Flow
15. Borderline
16. Leningrad
17. The Grace of a Dancer
18. Love of the Heart Divine
19. Lady in Red
20. Moonlight and Vodka
21. The Words „I Love You“
22. Bal Masqué
23. My Father's Eyes
24. Living in the World
25. Say Goodbye to It All
26. Don't Pay the Ferryman.
27. High on Emotion
28. The Snows of New York

„POSTMODERN DECONSTRUCTIONIST JAZZFOLKROCK“ – MOVING HEARTS ARE BACK!

Sie waren eine Sensation, als sie Anfang der 80er Jahre erstmals ihre Fusion von Rock, Jazz & Trad präsentierten. Gestandene Musiker der Folkszene wie Christy Moore, Donal Lunny und Davy Spillane, später Mick Hanly, taten sich damals mit Musikern wie dem Percussionisten Noel Eccles und dem Saxophonisten Keith Donald zusammen und produzierten einen „revolutionären“ Sound, der einmal als „postmodern deconstructionist JazzFolkRock“ bezeichnet wurde. Chris Rea, der die Band 1982 in Dublin sah, nannte sie „eine Art Celtic Little Feat“.

Jetzt sind Moving Hearts wieder zusammen, allerdings ohne Christy Moore oder Mick Hanly. Aber vielleicht war es ja auch in den 80er Jahren erst nach dem Ausscheiden der Sänger, daß die Band ihren ganz eigenen Fusion-Sound entwickelte. Im Highland Hotel in Glenties, Co. Donegal gaben sie Anfang Februar ihre ersten beiden Gigs, mit Donal Lunny, Davy Spillane, Eoghan O’Neill, Keith Donald, Matt Kellaghan, Noel Eccles, Anto Drennan und Graham Henderson, bevor sie zu einer Handvoll von Auftritten in Dublins Vicar Street umzogen.

Donal Lunny schwärmte von einer „großen Nacht“ in Donegal: „Das Schiff segelt wieder!“ Noel Eccles war verduzt, daß es wirklich gelungen war, die Gründungsmitglieder noch einmal zusammenzutrommeln. Es habe viel zu lachen gegeben und die Musik habe sich eigentlich ganz gut gehalten. Er erinnerte daran, daß Irland in den 80er Jahren ziemlich anders war. Vom Celtic Tiger noch keine Spur. Der Norden war mitten in den „Troubles“ – und die Lieder von Christy Moore reflektierten das. Aber die Band sei nicht im engeren Sinn nationalistisch gewesen – sondern habe auch die internationale politische Szene widerspiegelt. Einige der Songs seien wegen ihres politischen Gehalts von RTÉ nicht gespielt worden. Mancher Programmierer hätte da wohl die Schere im Kopf gehabt. Noel ist der Ansicht, daß die letzten Jahre der Moving Hearts die Band wirklich definiert hätten. Das Instrumentalalbum *The Storm* habe damals einen ganz neuen Horizont eröffnet. Es stand auch jetzt

im Mittelpunkt der Reunion-Konzerte. Es habe einige Anläufe gegeben, Moving Hearts neu aufleben zu lassen, fügt Davy Spillane hinzu. Jetzt habe es geklappt. Und es sei ziemlich aufregend. „Mal sehen, wie wir beim Publikum ankommen“, sagt er, „vielleicht gibt es dann ja sogar ein neues Album.“ Irgendwie habe er das Gefühl, die Band sei beim ersten Mal ihrer Zeit etwas voraus gewesen – „vielleicht ist jetzt ja die richtige Zeit für eine solche Band?“

METEOR AWARDS: SNOW PATROL SAHNEN AB

Als sich Anfang Februar die irische Rock- und Pop- (und Folk-)Elite zur Vergabe der *Meteor Awards* in Dublins Point Theatre traf, hieß der Gewinner des Abends ganz eindeutig Snow Patrol. In vier Kategorien nominiert, holte sich die Band alle vier Trophäen.

Snow Patrol setzte sich als „Beste irische Band“ gegen Divine Comedy, The Frames und Humanzi durch. „Eyes Open“ erhielt den Gong als „Bestes irisches Album“. Auch in den Kategorien „Beste Liveauftritt“ und „Meisteruntergeladener irischer Song“ waren Snow Patrol ganz vorn. Leadsänger Gary Lightbody kündigte an, die Band werde den Löwenanteil des Jahres 2007 in den USA verbringen, aber sie seien „hoherfreut“, im Sommer als Headliner beim Oxegen-Festival in Irland zu spielen.

Disc-Jockey Ray D’Arcy (Today FM) holte sich zum dritten Mal in Folge den *Best DJ Award*; Damien Dempsey wurde in der Kategorie „Best Irish Male“ ausgezeichnet (er hatte die Nase vorn vor David Kitt, Van Morrison, Mundy, Fionn Regan und Duke Special). Die Dubliner Band Director (die mit ihrer Single „Reconnect“ bereits einen Charterfolg verbuchen konnte) war Nr.1 als „Best New Irish Act“. Westlife waren das siebte Jahr in Folge erfolgreich – sie erhielten den Preis in der Kategorie „Best Irish Pop Act“. „Best Irish Female“ ging an Luan Plarie. Als beste internationale Band wurden die Scissor Sisters dekoriert, das beste internationale Album lieferten die Arctic Monkeys mit *Whatever People Say I Am, That’s What I’m Not*. „Best International Male“ holte sich, noch vor Bob Dylan und Robbie Williams, Justin Timberlake; „Best International Female“ fiel an Lily Allen.

Die *Meteor Awards* waren wieder ein großer Bahnhof der Stars. Im Point gaben sich auf der Bühne The Feeling, die Pussycat Dolls, Amy Winehouse, die Kaiser Chiefs, Director, The Blizzards, sowie die unvermeidlichen Jungs von Westlife (mit Ronan Keating) ein Stellchein.

DEBÜT-ALBUM – 16 JAHRE, NACHDEM SICH DIE BAND AUFGELOST HAT: HEY PAULETTE

Das passiert nicht alle Tage. 16 Jahre, nachdem sich die Band trennte, kam nun ihr erstes Album auf den Markt. Hey Paulette aus Dublin begeisterten ihre Fans in den Clubs in den späten 80er Jahren. Aber außer einer Single und einer EP sowie einer Radiosession beim legendären BBC-Discjockey John Peel gab es von ihnen keine Aufnahmen.



Jetzt erschien *Long Ball into Nowhere*. Und die Songs haben nichts von ihrer Frische eingebüßt. Vor allem die ersten vier Livetracks von der Peel-Session haben keinerlei Staub angesetzt. Witzige Texte und eingängige Melodien. Je mehr man sich in die CD einhört, desto mehr fragt man sich, warum die Band damals nicht die Resonanz fand, die sie verdient gehabt hätte.

„DIES WIRD DAS JAHR VON DUKE SPECIAL!“

So prophezeite es jedenfalls Gary Lightbody von Snow Patrol im *New Statesman*. Mit *Songs From The Deep Forest* hat der Nordire ein melodisches zweites Album vorgelegt, das sich von anderen Singer/Songwriter-Werken

schon dadurch unterscheidet, dass nicht die Gitarre, sondern das Piano den Ton angibt.

Überhaupt ist es die Orchestrierung der Songs, die aufhorchen läßt – hier eine Soloklarinette, da ein multiinstrumentales Crescendo. Zu den Höhepunkten der Scheibe gehören die Single „Free-wheel“, die mit einem kakophonischen Auftakt loslegt, um dann einen feinziselierten, aber voll tönenden Soundteppich für die eingängige Stimme Wilsons zu weben, und die Vorgänger-Single „Last Night I Nearly Died“ – ein makelloser Up-Tempo-Popsong. Daß es auch ganz einfach geht und ohne großes Orchester, zeigt „Slip of a Girl“ – nur das Piano und ein paar Geigen, ein Cello und etwas Percussion im Hintergrund geben dem Song einen unwiderstehlichen Charme. Zum Finale zieht Wilson in „This Could Be My Last Day“ noch einmal das gesamte emotionale Register. Lightbody könnte recht haben – Duke Special hat die Stimme und die Songs, um dieses Jahr den ganz großen Durchbruch schaffen zu können.

DAMIEN RICE KNÜPF MIT 9 AN O AN

Ein Kritiker meinte, die neue CD von Damien Rice knüpfe so nahtlos an sein Solodebüt *O* von vier Jahren an, daß sie der zweite Teil eines Doppelalbums sein könnte.

Fast ausnahmslos stehen wieder die Lyrics, die einschmeichelnde und emotional aufgeladene Stimme und feine Piano- und Gitarrenarrangements im Vordergrund – nur gelegentlich dürfen die Instrumente loslärmern und die Stimme aufs äußerste fordern.

„Coconut Skins“ ist ein Ohrwurm, und die neue Single „Rootless Tree“ ist einer der lautereren Titel auf diesem mehr als hörenswerten Album. Wer Damien Rice live erleben will, hat im März die Chance. Denn dann kommt er zu einigen Konzerten nach Deutschland:

- 11. März Köln, E-Werk
- 12. März Hamburg, Markthalle (ausverkauft!)
- 15. März Berlin, Columbiahalle
- 16. März München, Herkulesaal